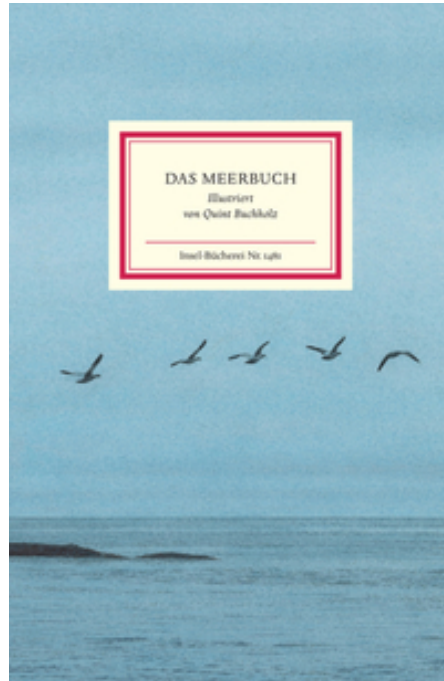


Insel Verlag

Leseprobe



Reiner, Matthias
Das Meerbuch

Herausgegeben von Matthias Reiner Mit Illustrationen von Quint Buchholz

© Insel Verlag
Insel-Bücherei 1481
978-3-458-19481-1



DAS MEERBUCH

Ausgewählt von Matthias Reiner

Mit Illustrationen von Quint Buchholz

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1481



Poseidon II

Du bist ein Gott, und ich bin ein Mensch. Dies ist, wie man es auch betrachten mag, der Status quo. Vielleicht darf ich trotzdem fragen, was ich schon immer habe fragen wollen. Was ist für euch ein Mensch? Verachtet ihr uns, weil wir sterblich sind? Oder ist es genau umgekehrt? Seid ihr neidisch auf uns, weil wir sterben dürfen? Denn die Unsterblichkeit ist euer Schicksal, auch wenn wir nicht wissen, wo ihr jetzt seid.

Niemand spricht mehr von euch, das mag bitter sein. Es scheint, als hättet ihr euch spurlos aufgelöst.

Und dennoch – wenn es stimmt, daß ihr unsterblich seid, und davon gehe ich aus, dann müßt ihr immer bleiben. Das Ende der Welt, das du ankündigtest, ist noch nicht gekommen. Haltet ihr euch in der Nähe eurer leeren Tempel auf? Wart ihr süchtig nach den Opfern, die wir euch brachten? Habt ihr Sehnsucht nach uns? Eine Zeitlang sind wir euer Ebenbild, bis wir zusammenbrechen, Ruinen, die aber noch denken und sprechen. Dann haben wir keine Ähnlichkeit mehr mit euch.

Doch was ist geheimnisvoller, jemand, der sterben

kann, oder jemand, der nie sterben darf? Und damit bin ich wieder bei meiner ersten Frage: Was denkt ihr eigentlich über uns?

| 8

Heute am Meer gewesen, bei stürmischem Wind. Lange auf einem Felsen gesessen, auf die Wellen geschaut, grau und wild. Keine Antwort, natürlich nicht. Früher habt ihr euch zuweilen als Menschen verkleidet, um uns etwas zu sagen. Manchmal denke ich, daß es noch immer so ist, daß ich einem von euch begegnet bin. Aber sicher bin ich mir nie.

Barataria

Sancho kam also mit seinem ganzen Gefolge bald in ein Städtchen von ungefähr tausend Einwohnern, eines der wohlhabendsten, die der Herzog besaß. Man gab ihm zu verstehn, dies sei die Insel Barataria, sei's, daß das Städtchen wirklich Barataria hieß, oder um anzudeuten, wie wohlfeil er die Statthalterschaft bekommen habe.* Als er vor den Toren des Städtchens, das mit Mauern umgeben war, anlangte, kam ihm der Rat der Bürgerschaft vollzählig entgegen, um ihn zu empfangen. Die Glocken wurden geläutet, und unter dem allgemeinen Jubel, den die Einwohner bezeigten, führte man ihn mit großem Gepränge in die Hauptkirche, um Gott zu danken. Hierauf wurden ihm unter wunderlichen Zeremonien die Schlüssel des Städtchens überreicht und er zum immerwährenden Statthalter der Insel Barataria ausgerufen. Die Kleidung, der Bart und die dicke kleine Person des neuen Statthalters kamen einem jeden sonderbar vor, der nicht in das Geheimnis eingeweiht war, ja selbst all de-

* Barato = wohlfeil.

nen, die darum wußten und deren Zahl sich auf nicht wenige belief. Aus der Kirche führte man ihn zuletzt in den Gerichtssaal und setzte ihn auf den Richterstuhl. »Gnädigster Herr Statthalter,« redete der Haushofmeister des Herzogs ihn an, »es ist ein alter Brauch auf dieser Insel, daß der, der kommt und Besitz von dieser berühmten Insel ergreift, auf eine Frage antworten muß, die man ihm vorlegt und die ein wenig schwierig und verwickelt sein soll. Mit Hilfe der Entscheidung fühlt das Volk den Verstandeskräften seines neuen Statthalters den Puls und erkennt, ob es sich über seine Ankunft freuen darf oder nicht.«

Während dieser Rede des Haushofmeisters betrachtete Sancho einige große Buchstaben, die seinem Stuhl gegenüber an die Wand geschrieben waren; da er aber nicht lesen konnte, so fragte er, was die Malereien auf der Wand bedeuteten. Man gab ihm zur Antwort: »Gnädiger Herr, dort ist der Tag aufgezeichnet, an dem Eure Herrlichkeit Besitz von dieser Insel ergriffen haben. Die Inschrift lautet: ›Heute, an dem und dem des soundsovielten Monats und Jahres, hat von dieser Insel Besitz ergriffen der gnädige Herr Don Sancho Pansa. Möge er sie viele Jahre glücklich beherrschen!‹« »Und wer ist denn dieser sogenannte Don Sancho Pansa?« fragte Sancho. »Eure Herrlichkeit,« antwortete der Haushofmeister; »denn auf diese Insel ist noch kein anderer Pansa gekommen, als der hier auf dem Stuhle sitzt.« »So merkt Euch, mein Freund,« entgegnete Sancho, »daß ich kein Don im Titel führe und auch niemand von meiner ganzen Familie es je

geführt hat. Sancho Pansa schlichtweg, so heiße ich; Sancho hieß mein Vater und Sancho mein Großvater, und alle waren Pansas ohne Dons und Doñas. Es kommt mir vor, als müsse es auf dieser Insel mehr Dons als Steine geben. Aber laßt nur gut sein, Gott versteht mich, und wenn meine Statthalterschaft nur vier Tage dauert, so kann es sich fügen, daß ich diese Dons ein wenig ausmustere, da sie durch ihre Menge ebenso lästig werden müssen wie die Stechfliegen. Jetzt aber rücke der Herr Haushofmeister mit seiner Frage heraus; ich werde darauf antworten, so gut ich kann, mögen die Leute darüber weinen oder nicht weinen.« In diesem Augenblick traten zwei Männer in den Gerichtssaal, von denen der eine wie ein Bauer, der andre wie ein Schneider aussah, denn er hatte eine Schere in der Hand. Der Schneider hob an: »Gnädigster Herr Statthalter, dieser Bauer und ich erscheinen zusammen vor Euer Gnaden und haben folgendes anzubringen. Dieser ehrliche Mann kam nämlich gestern zu mir in meine Werkstätte – denn ich bin, mit Respekt vor Eurer und dieser Versammlung Ehren zu vermelden, Gott sei Dank, gelernter und geprüfter Schneider allhier –, brachte mir ein Stück Tuch und fragte mich: ›Meister, ist das wohl Tuch genug, um mir eine Kapuze daraus zu machen?‹ Ich maß das Tuch und sagte ja. Er mochte wohl nun denken, wie ich mir denke, und da habe ich ganz richtig gedacht, ich wolle ihm gewiß ein Stück von dem Tuch stellen, wobei er seinen eignen bösen Gedanken und der schlechten Meinung folgte, die man von den Schnei-

dern hat, und sagte zu mir, ich möchte doch sehen, ob es nicht zwei Kapuzen gäbe. Ich erriet seine Gesinnung und bejahte wieder; und so blieb er bei seiner ersten böswilligen Absicht und fügte eine Kapuze um die andre hinzu und ich ein Ja ums andre, bis wir auf fünf Kapuzen gekommen waren. Jetzt eben kam er zu mir, um sie abzuholen. Ich gab sie ihm, aber er will mir den Macherlohn nicht bezahlen, sondern verlangt im Gegenteil von mir, daß ich ihm das Tuch entweder bezahle oder wiedergebe.« »Verhält sich das alles so, mein Freund?« fragte Sancho den Bauern. »Ja, gnädiger Herr,« versetzte der Bauer; »aber laßt Euch nun auch einmal die fünf Kapuzen zeigen, die er mir gemacht hat.« »Herzlich gern,« erwiderte der Schneider, zog sogleich die Hand unter seinem Mantel hervor und zeigte fünf kleine Kapuzen, die er auf den fünf Fingerspitzen stecken hatte. »Hier sind die fünf Kapuzen,« sprach er, »die der Ehrenmann bei mir bestellt hat. Ich schwöre bei meiner Seele und meinem Gewissen, daß mir nicht ein Schnipfelchen Tuch übriggeblieben ist, und ich lasse es auf eine Untersuchung durch Oberzunftmeister und Sachverständige ankommen.« Alle Anwesenden lachten über die vielen Kapuzen und den neuartigen Rechtshandel. Sancho aber bedachte sich einige Augenblicke und sagte dann: »Die Sache ist, deucht mir, nicht so verwickelt, daß sie langer Untersuchungen bedürfte und sich nicht von einem gescheiten Mann auf der Stelle entscheiden ließe; und sonach ist meine Meinung: der Schneider verliert seinen Macherlohn und der Bauer sein Tuch, die

Kapuzen aber bringe man den Leuten im Gefängnis; und damit abgemacht.«

Der Spruch des Statthalters wurde vollzogen; und vor ihm erschienen alsbald ein Paar alte Männer. Der eine trug einen Stock aus Rohr, und der andre, der ohne Stock war, sagte zu Sancho: »Gnädiger Herr, ich habe schon vor langer, langer Zeit diesem ehrlichen Mann da aus Gefälligkeit, und um ein gutes Werk zu tun, zehn Taler in Gold geliehen, und zwar unter der Bedingung, daß er sie mir wiedergeben sollte, sobald ich sie forderte. Es verging eine geraume Zeit, ohne daß ich sie von ihm zurückverlangte, denn ich wollte ihn durch die Wiedererstattung nicht in noch größere Not bringen, als die war, aus der ich ihn durch das Darlehn gerissen hatte. Endlich aber, als ich sah, daß er überhaupt nicht an Zahlung dachte, erinnerte ich ihn einmal und mehrmals daran; allein er bezahlt nicht nur nicht, sondern macht mir sogar meine Forderung streitig und sagt: ich hätte ihm die zehn Taler niemals geliehen, und wenn ich sie ihm geliehen hätte, so hätte er sie mir längst wiedergegeben. Zeugen habe ich nicht, weder für das Darlehn, noch für die Rückzahlung; denn zurückgezahlt hat er sie nicht. Ich wünsche daher, daß Euer Gnaden ihn eidlich vernehmen möchten. Schwört er, daß er sie mir zurückgegeben hat, so lasse ich von meiner Forderung ab, so wahr ich hier vor Euch und vor Gott stehe.« »Was sagt Ihr dazu, guter Alter mit dem Stock?« fragte Sancho. Der Greis antwortete: »Ich bekenne, gnädiger Herr, daß er mir das Geld geliehen hat; aber Euer Gnaden

neige Ihren Richterstab; da er es auf meinen Eid ankommen lassen will, so will ich schwören, daß ich es ihm wirklich und schuldigermaßen bezahlt und wiedererstattet habe.«

14

Der Statthalter neigte seinen Stab, und inzwischen gab der Alte sein Rohr dem andern Greise zu halten, als wäre es ihm während der Eidesleistung hinderlich. Hierauf legte er die Hand auf das Kreuz an dem Richterstab und sagte: »Es ist wahr, daß mir mein Gegner die zehn Taler geliehen hat, die er von mir verlangt; aber es ist ebenso wahr, daß ich sie ihm in seine eigenen Hände zurückgegeben habe, und wenn er mich jeden Augenblick wieder darum mahnt, so kommt das nur daher, daß er nicht mehr daran denkt.« Als der erlauchte Statthalter dieses hörte, fragte er den Gläubiger, was er gegen die Aussage seines Gegners einzuwenden hätte? Dieser erwiderte, sein Schuldner habe ohne Zweifel die Wahrheit gesagt, denn er halte ihn für einen ehrlichen Mann und einen guten Christen; er müsse es ganz vergessen haben, wann und wie ihm die Rückzahlung geleistet worden sei, aber er verlange jetzt nichts mehr von ihm. Der Schuldner nahm hierauf seinen Stab wieder, verbeugte sich und verließ den Gerichtssaal.

Als Sancho sah, daß er so ohne weitere Umstände abzog und der Kläger sich geduldig darein fügte, neigte er sein Haupt auf die Brust, legte den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase und zwischen die Augenbrauen und verharrte eine Weile in dieser nachdenklichen Stellung; dann erhob er den Kopf

und befahl, den Alten mit dem Stabe zurückzurufen, denn er war bereits verschwunden. Man brachte ihn herbei, und sobald Sancho Pansa seiner ansichtig wurde, sagte er zu ihm: »Gebt mir einmal Euren Stab her, guter Freund; ich brauche ihn.« »Herzlich gern, gnädiger Herr,« versetzte der Alte, »hier ist er«; und damit überreichte er ihm den Stab. Sancho nahm ihn, hielt ihn dem andern Greise hin und sagte zu ihm: »Jetzt geht mit Gott, da, Ihr seid bezahlt.« »Wer, ich, gnädiger Herr?« entgegnete der Alte; »ist dieses Rohr etwa zehn Goldtaler wert?« »Allerdings,« erwiderte der Statthalter, »oder ich bin der größte Dummkopf von der Welt. Man soll gleich sehen, ob ich Hirn genug im Kopfe habe, um ein ganzes Königreich zu regieren.« Hierauf befahl er, den Stab in Gegenwart aller Anwesenden zu zerbrechen und zu öffnen. Es geschah, und im Hohlraum des Rohrs fand man zehn Goldtaler verborgen. Alle Umstehenden verwunderten sich und erklärten ihren Statthalter für einen zweiten Salomo. Auf die Frage, wie er auf die Vermutung gekommen sei, daß die zehn Goldtaler in dem Rohr versteckt seien, gab er zur Antwort: da er gesehen, wie der Alte während der Eidesleistung den Stab seinem Gegner zu halten gegeben und, nachdem er geschworen, daß er ihm die zehn Taler wirklich und schuldigermaßen wiedergegeben, sein Rohr zurückgefordert habe, so sei ihm eingefallen, die verlangte Bezahlung müsse sich wohl in diesem Rohre befinden. »Hieraus,« setzte er hinzu, »kann man entnehmen, daß Gott manchmal denen, die regieren, wenn sie auch nur einfältige Leute

sind, die Gnade erzeigt, sie in ihren Urteilen selbst auf den rechten Weg zu leiten. Überdies habe ich neulich den Pfarrer in meinem Dorf eine ähnliche Geschichte erzählen hören, und ich habe ein so vortreffliches Gedächtnis, daß es, wenn ich nicht meistens gerade das vergäße, dessen ich mich erinnern will, auf der ganzen Insel kein besseres gäbe.« Genug, die beiden Alten traten ab, der eine beschämt, der andre bezahlt. Alle Anwesenden verwunderten sich, und der Schreiber, der beauftragt war, alle Reden und Handlungen, ja das ganze Gebaren Sanchos aufzuzeichnen, wußte nicht, ob er ihn für einen Narren oder für einen Weisen halten und ausgeben sollte.

Auf einer Insel

Mit Purpurflügeln
streift der Sommer
mein Herz

Ich liege auf einer Insel
die keinen Namen hat
in einem namenlosen Meer

Fische besuchen mich
und sprechen Gedichte
Ich bemühe mich
sie zu erlernen

Ein Delphin bringt mir
Grüße von Freunden
Sie laden mich ein
allein ich
kann nicht schwimmen





**»Warum hast du
die Wahrheit verbrannt?«**

Es war einst ein heiliger Abt, der hieß Brandan und war aus Irland gebürtig. Und der war in einem gar würdigen Kloster. Und derselbe heilige Abt St. Brandan stieß einstmals auf ein Buch. Darin fand er von großen Wundern geschrieben, die Gott geschaffen hat im Himmel und auf der Erde und in dem Meer. Und er fand auch darin geschrieben, daß drei Himmel wären und zwei Paradiese und vier Fegefeuer und manch wildes Land und manche wilden Menschen. Er fand auch darin geschrieben, daß zwei Welten wären und daß eine Welt unter uns wäre unter der Erde, und wenn es bei uns Nacht wäre, so wäre es bei ihnen Tag. Er fand auch weiter mehr darin geschrieben, daß große Wunder in dem Meer wären und besonders, daß Fische in dem Meer wären, die so alt und groß würden, daß große Wälder oder Gehölze auf ihnen wüchsen. Er fand auch darin geschrieben, daß Judas jeden Samstag während der Nacht durch das Erbarmen Gottes eine Ruhepause von der Höllenpein hätte. Und das wollte er nicht glauben und nahm das Buch und verbrannte es. Und während er bei dem Feuer